



Die Bilder dieser Beilage wurden von Marion Nitsch im Ausbildungszentrum Winterthur, im Ausbildungszentrum Uster und im KV Zürich gemacht.

Einen Job finden

Es gibt wieder mehr Lehrstellen. Dennoch ist der Einstieg in die Berufswelt anspruchsvoller geworden, weil die Anforderungen in vielen Berufen gestiegen sind. *Von Rolf Murbach*

Schulabgänger haben es wieder einfacher, einen Ausbildungsplatz zu finden. Ein Blick auf den Lehrstellennachweis Lena der Kantone zeigt, dass immer noch viele Stellen offen sind. Die Unternehmen bekunden je nach Beruf sogar Schwierigkeiten, geeignete Jugendliche zu finden. Viel Zeit bleibt den Betrieben nicht mehr. Die Grundbildungen, wie die Lehren nun heissen, beginnen nach den Sommerferien.

Die Situation ist komfortabel

«Seit 1981 war die Situation für Stellensuchende nie mehr so komfortabel wie zurzeit», sagt Carla Mom, Berufsberaterin und Leiterin des Biz (Berufs-Informations-Zentrums) Uster. Dies sei unter anderem auf verschiedene Massnahmen von Bund, Kantonen und Organisationen der Arbeitswelt zurückzuführen, als in den letzten Jahren Ausbildungsplätze fehlten: bessere Berufs-

information und -beratung, Lehrstellennachweise, Lehrbetriebs-Verbünde, Brückenangebote, Lehrstellen-Förderung sowie Mentoring und Coaching bei der Lehrstellensuche. Überdies wurden die zweijährigen Grundbildungen mit Berufsattest für schulisch schwächere Jugendliche eingeführt, so dass nun auch diese jungen Frauen und Männer einen anerkannten Abschluss erwerben können. Mit den alten Anlehen war das nicht der Fall gewesen.

Selbst 2009 präsentierte sich der Lehrstellenmarkt trotz angespannter Wirtschaftslage nahezu stabil. Die Unternehmen boten 87 000 Ausbildungsplätze an, nur ein Prozent weniger als im Jahr zuvor. Die Wirtschaft hat erkannt, dass die Ausbildung von Jugendlichen eine lohnende Investition und keinen blossen Kostenfaktor darstellt. Die Betriebe haben praktisch keine Lehrstellen aufgrund kurzfristiger

«Für die Zusage waren mein Verhalten und echtes Interesse für den Beruf ebenso wichtig wie die Zeugnisnoten.»

Rentabilitätsüberlegungen gestrichen. In Zukunft werden aufgrund des Fachkräftemangels in einzelnen Branchen sogar Ausbildungsplätze geschaffen, etwa im Gesundheits- und Sozialwesen oder in der Informatik. In der Informatik zum Beispiel sollen bis ins Jahr 2015 tausend zusätzliche Ausbildungsplätze angeboten werden.

Ob sie alle besetzt werden, ist allerdings fraglich. Denn jetzt kommen die geburtschwachen Jahrgänge auf den Lehrstellenmarkt. Nach 15 Wachstums-

jahren ist die Zahl der Schulabgänger nämlich rückläufig. Das Bundesamt für Statistik rechnet von 2008 bis 2018 mit einem Rückgang um 12 Prozent, von 84 000 auf 74 000 Abgänger. Dabei wird es grosse regionale Unterschiede geben, und der Lehrlingsmangel wird die weniger beliebten Berufe stärker treffen als die attraktiven.

Der Einstieg in die Berufswelt scheint für Jugendliche also wieder einfacher geworden zu sein. «Das stimmt nur bedingt», sagt Bruna Medvescig von der Berufs-, Studien- und Laufbahnberatung des Kantons Luzern. «Viele Berufe sind in den letzten Jahren reformiert worden, und die Anforderungen sind gestiegen. Darunter haben vor allem die schulisch Schwächeren zu leiden.» Und auch Carla Mom bestätigt: «Der Druck in der Arbeitswelt hat in den letzten Jahren zugenommen, das merken die Lehrstel-

lensuchenden. Viele erfüllen die Voraussetzungen für ihren Wunschberuf nicht – in schulischer Hinsicht, aber auch in der Sozialkompetenz. Ausbildungsbetriebe erwarten Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit, Ausdauer und korrekte Umgangsformen.»

Zwei Schnuppertage in der Bank

Diese Erfahrung hat auch der Lernende Sven Sprenger gemacht. Die Berufswahl war für ihn relativ einfach. Er interessierte sich schon während der Schule für Zahlen und Wirtschaftsfragen. Zudem arbeitet sein Vater bei einem Finanzinstitut, so dass Sven sich vorstellen konnte, was ihn in einer Banklehre erwarten würde. Er bewarb sich bei einer Kantonalbank, wo er zwei Schnuppertage absolvieren musste, bevor er einen der begehrten Aus-

► Fortsetzung Seite 4

Catherine Walter lernte Schneiderin – heute ist sie Pädagogik-Professorin

«Ich war extrem diszipliniert»

Als Catherine Walter eineinhalb Jahre vor der Matura wegen einer mündlichen Note provisorisch wurde, schmiss sie den Bettel hin: Noch in derselben Woche, in der sie schnuppern ging, erhielt sie von einer Zürcher Damenschneiderin die Zusage, mit der Lehre beginnen zu können. Eigentlich wäre sie schon damals lieber Kindergärtnerin geworden, doch ohne Lehre oder Diplommittelschule war die entsprechende Ausbildung nicht möglich. «Ich schneiderte gerne, fand die Arbeit auch sinnvoll, aber es war nie meine Leidenschaft», erzählt die heute 41-jährige Pädagogin. Aber auch ihre Mutter schneiderte – und so machte sie die Lehre.

Ihren heutigen Ehemann und Vater ihrer beiden Kinder hatte sie bereits im Gymnasium kennengelernt. Bei der Heirat, fünf Jahre später, war sie 22 Jahre alt – und zielstrebige Studentin am Kindergartenseminar. Kaum fertig mit der Ausbildung, setzte sie den langersehten Berufswunsch in die Tat um. Die erste eigene Kindergartenklasse in Lindau im Kanton Zürich sei sehr befriedigend, ja zuweilen beglückend gewesen, erzählt Catherine Walter. Doch schon bald habe sie Lust gehabt, die Praxis ihres Tuns noch gründlicher zu reflektieren. Sie entschloss sich deshalb für eine zweijährige berufsbegleitende Ausbildung zur Didaktiklehrerin am Didaktischen Institut der damaligen EDK Nordwestschweiz.

Zusammen mit ihrem Mann wohnte sie mittlerweile in einem kleinen Haus in Lindau, mit grossem Garten in ländlicher Umgebung. Nach abgeschlossener Weiterbildung und in Erwartung des ersten Kindes wurde ihr eine Stelle als Dozentin am Kindergärtnerinnenseminar in Amriswil im Thurgau angeboten. «Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich mir immer vorgestellt, mit meinem Kleinkind zu Hause zu bleiben. Doch nun reizte mich das Angebot sehr.» Ihr Mann und seine Mutter anboten sich, je einen Tag pro Woche das Kind zu betreuen, und Catherine Walter nahm an.

Mit der Umstrukturierung des Seminars zur Pädagogischen Hochschule realisierte Walter, dass für ihre Tätigkeit ein akademischer Grad künftig unabdingbar sein würde. Was tun? Inzwischen gehörte neben dem bald vierjährigen Lars auch Töchterchen Kaja zur Familie. Unerschrocken meldete sie sich an der Universität Freiburg an, die Menschen ohne Matura über eine Aufnahmeprüfung zum Studium zulässt. Nach bestandener Prü-

Eigentlich wäre sie schon damals lieber Kindergärtnerin geworden, doch das war nicht möglich.

fung schrieb sie sich in Pädagogik ein, in den Nebenfächern belegte sie Psychologie und Heilpädagogik.

Neben ihrem Studium arbeitete Walter weiter als Dozentin mit einem 30-Prozent-Pensum in Amriswil. Jede Minute während der Zugfahrt nach Freiburg war zum Lernen und Schreiben reserviert: «Ich war extrem diszipliniert. Vor Prüfungen nahm ich mir für jedes Fach jeweils eine bestimmte Anzahl von Stunden fürs Lernen vor, nicht mehr und nicht weniger.»

Die Rechnung ging auf, Walter schloss das Studium als Erste ihres Jahrgangs ab. An der Lizentiats-Feier war sie mit einem Lernpartner bereits an den Erhebungen für das gemeinsame Doktorat, das sie früh eingefädelt hatten. Daneben wurde Catherine Walter auch wissenschaftliche Mitarbeiterin der Bildungsdirektion des Kantons Zürich. Und als sie und ihr Lernpartner im letzten Frühling aus Oldenburg in Deutschland eine Anfrage für eine Vertretungsprofessur erhielten, war die Sache klar: Heute wirkt Catherine Walter von Montag bis Mittwochmorgen als Professorin in Norddeutschland. Den Rest der Woche arbeitet sie zu Hause an ihren Forschungsprojekten. Etwa an «Kidit», einem webbasierten Beobachtungsprogramm, das Kindergärtnerinnen unterstützt. Als Professorin würde sie weiterhin gerne arbeiten: «Am liebsten in der Schweiz, zum Thema junges Kind.» Daniela Kuhn



Catherine Walter, Pädagogik-Professorin in Oldenburg. (Lindau, April 2010)